

Schlussdiskussion der Tagung am 13. April 2018

Martin Vetter: Jetzt ist es die Aufgabe, in der Schlussdiskussion zu bündeln. Meine erste Frage in die Runde steht unter dem Stichwort »Konflikte«. Möglicherweise gibt es ja einige, die wir uns noch einmal genauer ansehen können. Wir reden hier immer so ganz bewusst von »Öffentlicher Kirche«. Aber wir haben ja einen theologischen Konflikt: Es gibt im Moment nicht nur einen Diskurs über »Öffentliche Kirche«. Es gibt auch einen Diskurs über »Öffentliche Theologie« und es gibt neuerdings auch einen praktisch-theologischen Diskurs über »Öffentlichen Protestantismus«. Wie verhalten sich diese Debatten zum Thema Öffentlichkeit? Was wird da verhandelt? Jan Hermelink hat gerade gesagt, der Begriff der Öffentlichkeit bedeutet: »Wir wollen raus.« Warum wird dieser Begriff jetzt theologisch und kirchlich noch einmal pluralisiert? Warum kann man von »Öffentlicher Kirche«, »Öffentlicher Theologie«, »Öffentlichen Protestantismus« sprechen? Mal gucken, was sonst noch kommt!

Jan Hermelink: Gestern war das ja schon einmal Thema, genau diese Frage. Christian Polke – und das hat mich überzeugt – hat gesagt: Das sind alles erstmal Ausdrucksformen des Wunsches, als Kirche wirksam zu sein, ganz elementar Resonanz zu erleben. Und so nehme ich es ebenfalls wahr: Man twittert eifrig, macht »Öffentliche Theologie« und erhofft sich eine »Öffentliche Kirche«. Das sind gleichsam verschiedene Formen, Spielarten bei dem Versuch zu formulieren: Was ist denn das, was Kirche als Institution – und zwar als theologisch reflektierte Institution – nach draußen noch darstellen kann. So würde ich es jetzt sehr elementar und ein bisschen nüchtern beschreiben. Das schließt natürlich konzeptionelle Binnendifferenzen nicht aus.

Sonja Keller: Ich kann nur zustimmen! Einen Punkt finde ich noch interessant im Hinblick auf die Tagungsorganisation oder was uns umgetrieben hat, uns diesem Thema zu stellen: Ich habe den Eindruck, es gibt Nachholbedarf in Bezug auf die praktisch-theologische Konkretion: Wir haben gestern festgestellt, hinter den Chiffren »Öffentliche Kirche«, »Öffentliche Theologie« und »Öffentlicher Protestantismus« verbirgt sich ein Anspruch oder auch eine Sehnsucht, dass Kirche öffentlich sein soll. Aber was heißt das eigentlich? Wie ist denn diese Öffent-

lichkeit in den praktisch-theologischen Vollzügen qualifiziert? Hier gibt es ein großes Forschungsdesiderat. Das Thema ist vom Kopf auf die Füße zu stellen. So würde ich die Lage einschätzen.

Martin Vetter: Und was bedeutet diese Metapher »vom Kopf auf die Füße«? Also was verbirgt sich konkret dahinter?

Sonja Keller: Wir brauchen eine wirklich empirisch geleitete Reflektion der vermeintlich öffentlichen Vollzüge von Theologie, Kirche und Protestantismus.

Thomas Schlag: Aber vielleicht doch noch mal dran geblieben an der Frage dieser Aufmerksamkeitserregung: Gestern fragte jemand: Warum beschäftigen wir uns damit, sei es nun ›Öffentlicher Protestantismus‹, ›Öffentliche Kirche‹ – warum ist das eigentlich so ein großes Thema? Und ich glaube, da muss man nochmal genauer hinschauen. Ich gieße mal ein bisschen Öl ins Feuer: Ich glaube, es sind zwei Gründe. Der eine ist tatsächlich die ›Option für die Armen‹: Das ist die Figur, die zum Ausdruck bringt, dass wir sozusagen für die Öffentlichkeit als Volkskirche da sein wollen. Der zweite Punkt ist, dass dieser Öffentlichkeits-thematik ein massives Legitimationsinteresse zugrunde liegt. Die große Präsenz des protestantischen Dreigestirns Käbmann, Huber und Bedford-Strohm, hängt in der medialen Öffentlichkeit stark zusammen mit einer massiven katholischen Präsenz durch die Päpste Johannes Paul II., Benedikt XVI., Franziskus und im deutschen Kontext natürlich auch Erzbischof Marx. Das heißt, es gibt auch ein mediales Getriebensein aufgrund einer bestimmten Form der Präsenz der kirchlichen Konkurrenz. Und ich glaube, wir müssen schon noch einmal genauer hinschauen: Woher kommt dieser Drive, nun zu sagen: Wir bespielen diese öffentlichen Räume? Ich glaube, man muss ehrlich genug sein zu sagen: Es hat auch zu tun mit der Frage der eigenen Bestandssicherung. Das muss nichts Schlimmes sein. Aber es könnte den Sinn dafür schärfen, dass wir nicht immer nur diese hehren Evangeliumsziele aus dem ›Wir sind für alle da‹ verfolgen, sondern ehrlicherweise muss gefragt werden: Wie stark ist das intrinsische Interesse des Institutionserhalts? Ich denke, dieser Punkt ist nicht unerheblich.

Kristin Merle: Wobei das aber doch sehr gut mit dem zusammenstimmt, was Jan Hermelink gesagt hat. Die Erfahrung des gesellschaftlichen Relevanzverlustes und die Sorge um die Bestandssicherung gehen in eins. Aber wenn wir jetzt auch bei den möglichen Desideraten sind, die ja auch durch die Diskussionen und Debatten angezeigt werden: Ich vermisse tatsächlich immer auch eine fundierende Bestimmung dessen, was eigentlich mit ›Öffentlichkeit‹ gemeint ist. ›Kirche in der Öffentlichkeit‹, ›Kirche als Öffentlichkeit‹. Letztendlich, wenn man Kirche als intermediär selbst begreifen will, geht es darum, sich in Kommunikationsprozesse reinzubebenen und so Öffentlichkeit mit zu erzeugen, zu prozessieren. Da liegen, glaube ich, auch noch viele Notwendigkeiten der Klärung, bevor bestimmte Relevanzen postuliert werden.

Martin Vetter: Vielleicht kann ich da anschließen. Sie haben ja in ihrem Vortrag stark gemacht, dass es auch eine Frage ist, welche Öffentlichkeit die

Kirche eigentlich sucht. In welche Öffentlichkeitsformen begibt sie sich? Wie viel Dialogizität ist möglich? Wie weit ist sie eigentlich bereit, sich auf andere Leute einzulassen, vielleicht auch Macht, Deutungsmacht aus der Hand zu geben? – Dieser Drohnenflug, den wir im Vortrag von Sonja Keller gesehen haben, ist ja auch etwas Herrschaftliches: Ich zeige dir hier meine Kirche und du siehst das, was mein Film dir hier zeigt. Während, wenn ich das richtig verstehe, die Kommunikation in den digitalen Welten ja sehr viel stärker selbstgesteuert ist. Sie hatten gerade in der Diskussion zu ihrem Vortrag gesagt: Manche Menschen wollen gar nicht, dass ich dazu komme. Also wenn ich mich jetzt als Kirchenmensch in irgend so einen Chat einloggen würde, dann wäre das eher verstörend. Wie nehmen Sie das wahr vor dem Hintergrund ihrer Arbeit zur Digitalisierung? Tut sich Kirche schwer, diesen Weg zu gehen? Ist es schwer, diese Form von Demokratie anzuerkennen? Ist da vielleicht ein nochmal höheres Maß an Freiheit erforderlich?

Kristin Merle: Das ist tatsächlich eine Frage, die auch für mich nach wie vor offen ist. Ich habe auch eben schon angedeutet, dass ich mir gar nicht sicher bin, ob die institutionelle oder organisationale Verfasstheit der Kirche zusammenstimmt mit diesen Netzwerkstrukturen oder Kommunikationen. Da gibt es möglicherweise strukturelle Probleme. Man kann fragen: Was bedeutet es eigentlich, pluralitätsfähig sein zu wollen? Für eine Organisation oder auch eine Institution ergeben sich irgendwann Grenzen, weil eben nicht alles verhandelbar und aushandelbar ist. Gleichzeitig sind bestimmte Dynamiken, die wir im Netz beobachten können, auch organisational nicht steuerbar. Da bin ich auch ein bisschen skeptisch im Zuge der Digitalisierung. Möglicherweise führt es dazu, dass man sich auf kirchlicher Seite von gewissen Vorstellungen der Steuerbarkeit von Kommunikationsprozessen verabschieden muss. Aber sicherlich gibt es da auch mögliche Zwischenstufen zwischen dialogfähiger werden und tatsächlich alles verhandeln zu müssen.

Martin Vetter: Wir haben an diesem gleichen Ort im letzten Jahr eine Tagung der Arbeitsstelle erlebt zu dem Thema Digitalisierung. Es wurde vor allen Dingen Ethik gefordert und in der jetzigen Debatte kann man fast meinen: Das war prophetisch. Johanna Haberer, die ja da an dieser Stelle eher einen skeptischen Zug verfolgte, standen Personen gegenüber, die gesagt haben: Komm lass uns öffnen, lass uns weiten, lass uns darauf einlassen.

Kristin Merle: Ja, aber das eine schließt das andere nicht aus. Also ich bin unbedingt auch dafür, diese Prozesse kritisch konstruktiv zu gestalten. Aber eben auch konstruktiv.

Thomas Schlag: Ich glaube, die Grundfrage dieser Thematik lautet: Was passiert mit der Institution als Ganzer, wenn diese Bewegungsdynamiken zunehmen? Gestern wurde bei dem Beispiel aus Berlin-Moabit sehr deutlich: Da konstituiert sich eine nicht völlig unabhängige, aber doch erstmal freie Bewegung, die ihre eigenen Standards sucht und findet und mit großem Selbstbe-

wusstsein und erheblichem Engagement arbeitet und erklärt: Das, was die Institution uns liefert, ist nicht das, was wir brauchen, oder sie liefert einfach nicht mehr. Die kirchentheoretische Grundfrage lautet deshalb: Wie geht ein institutioneller Großtanker mit Ordnungen, mit Zuständigkeiten, mit Hierarchien um, wenn es nicht nur Partizipation gibt im Sinne der Partizipation in einer Institution und deren klaren Regelungsprinzipien, sondern wenn hier freie Bewegungen aktiv werden? Das ist eine spezifische Herausforderung der volksgemeinlich verfassten Kirchen. Die Amerikaner sagen: »Seid doch froh, dass ihr eine Institution habt, die euch trägt. Wir sind nur noch auf dem Markt. Wir müssen Gemeinde für Gemeinde gucken, wie wir überleben. Ihr habt doch euren Rahmen.« Aber wie verhält sich dieser fest gefügte traditionelle Rahmen zu den zunehmenden Selbstbewusstheiten der Kirchenmitglieder? Man denke etwa an die aktuelle Kasualpraxis: In immer mehr Fällen kommen die Menschen bei einer Taufe, bei ihrer Hochzeit, bei einer Bestattung und erklären: »Wir haben diese und jene kreative Idee, dies wollen wir so machen, das wollen wir so machen.« Da verändern sich die Zuständigkeiten und dies ist eine starke Herausforderung.

Jan Hermelink: Ich will an dieser Stelle doch einmal den Begriff der »Kommunikation des Evangeliums« in Erinnerung rufen. Dass man dazu Einwände haben kann, ist jetzt geschenkt. Aber in der Fassung von Christian Grethlein finde ich wichtig, dass der Begriff dazu anleitet, in der Beobachtung zu unterscheiden zwischen der Kirche und der Kommunikation des Evangeliums, und auf diese Weise eine gewisse Gelassenheit zu entwickeln. Setzt man nämlich bei jenem Begriff an, dann ist umgekehrt zu fragen, als wir es bisher getan haben: Was kann die organisierte Kirche – nicht die Institution, sondern die Organisation Kirche, die Geld hat, Entscheidungswege und Ordnungen und so weiter –, wie kann diese organisierte Kirche dazu beitragen, dass die Kommunikation des Evangeliums da und dort ein bisschen besser gelingt? Und genauer: Was sind die Möglichkeiten, die wir mit unserer großkirchlichen Organisation haben? Was kann eine freikirchliche Organisation vielleicht viel besser? Wenn wir auf diese Weise unterscheiden zwischen der Kommunikation des Evangeliums (oder einer christlichen Kommunikation), die ohnehin und an sehr vielen Orten geschieht, und der kirchlichen Organisation mit ihrem Geld, ihrer Professionskompetenz und einigen anderen Ressourcen, dann ist es vielleicht die erste Aufgabe der Kirche, unsere gemeinsame Sache nicht dadurch zu behindern, dass wir so tun, als wären wir dafür alleine zuständig.

Ralph Charbonnier: Ich will auf die Frage nach der Kirche als explizite Akteurin des Religiösen eingehen. Wir haben gestern gesagt, dass die Erwartungshaltung vieler Menschen an die Kirchen nicht parallel mit dem Mitgliederschwund schrumpft. Ich erlebe es sogar umgekehrt, sowohl auf der Bundesebene, als auch im kommunalen Bereich: Die Erwartungen an die Kirchen wachsen vielerorts. Das hat meines Erachtens damit zu tun, dass Menschen danach suchen, dass es einen Akteur braucht, der Grenzen aufzeigt, z. B. im

politischen Raum die Grenzen von Macht. Kirche spricht von Allmacht als einer Eigenschaft Gottes – auch um deutlich zu machen, dass jede Macht von Menschen begrenzte Macht ist. Ebenso spricht Kirche von den Grenzen der Machbarkeit und damit auch vom notwendigen Umgang mit Ohnmacht, die sonst oft tabuisiert wird. Ein weiteres Beispiel: Gegenüber dem Trend der Ökonomisierung, also dem Trend, viele Alltagsvollzüge an den Kriterien der Effektivität und Effizienz zu messen und nur zählbare, messbare und ökonomische Größen als gesellschaftliche Steuerungsgrößen anzuerkennen, mahnen die Kirchen in biblischer Tradition: Wir leben nicht vom Brot allein. Das sind Beispiele für kirchliches Wirken im öffentlichen Raum, das von vielen erwartet wird. Für solche Aussagen, Impulse und Mahnungen braucht es einen Akteur und der sind die Kirchen. Diesen Aspekt der eher gesteigerten Erwartungshaltung dürfen wir angesichts zurückgehender Mitgliederzahlen der Kirchen nicht vergessen.

Martin Vetter: Wir sind gerade dabei, Konflikte zu suchen. Eben kam die Frage, gibt es diese großen Konflikte eigentlich, oder sind die untern Teppich gekehrt worden. Ein Konflikt, glaube ich, der bei diesen Debatten eine große Rolle spielt, ist die Bedeutung des Kirchenrechts. Es ist eine wesentliche Stütze für das institutionelle Sein der Kirche. Und da würde mich mal Ihre Perspektive interessieren, wie Sie so landauf landab unterschiedliche Kirchen besuchen. In der Nordkirche gibt es das Zauberwort des Erprobungsraumes. Landauf landab ins Spiel gebracht von Bischof von Maltzahn im Kirchenkreis Mecklenburg, aber inzwischen auch angekommen in der Metropolregion. Wir brauchen Erprobungsräume. Wir sind in einer Situation, in der wir in den engen Grenzen des Rechts nicht mehr handeln können. Wir müssen es öffnen. Wie sehen Sie diese Debatten? – Vielleicht kennen Sie sie mit anderen Begriffen, aber der Wunsch jenseits der verfassten Form zu handeln auch vor dem Hintergrund, dass das synodale Prinzip immer schwerer umzusetzen ist. Wir finden nicht mehr genug Personen, die sich engagieren. Das parochiale Netz reißt gerade in Ostdeutschland, die Räume werden immer größer.

Jan Hermelink: Ich habe ja in Göttingen viel mit Hans Michael Heinig zu tun und auch mit anderen Kirchenrechtlern. Die eben zitierte Kritik tut dem Kirchenrecht unrecht. Viele Juristen sagen mir, das Kirchenrecht ist selbst ein Möglichkeits-, ja ein großer Erprobungsraum; ihr wisst es nur nicht, und darum nutzt ihr diese Räume auch nicht. Die Nordkirche hat sich – nach meinem Eindruck – in eine unglückliche Situation gebracht, weil sie meint, mit dem Kirchenrecht irgendwie alles zusammenhalten zu müssen. Damit ergibt sich eine recht konservative Perspektive auf das Recht. Mir scheint jene andere Perspektive verheißungsvoller: Das Kirchenrecht ermöglicht viel mehr als das, was da ist; und das Recht ist auch ohnehin ständig damit beschäftigt, Weiteres zu ermöglichen. Ich höre: Versucht es halt, aber nicht jenseits des Rechts, sondern in einem kreativen Umgang mit dem Recht, den Juristen durchaus beherrschen. Wenn sie wollen, dann können sie alles Mögliche machen.

Thomas Schlag: Wenn man es ernst nehmen will, würde man sagen: Erprobungsraum setzt auch voraus, dass dies eben ohne einen bestimmten Paternalismus möglich ist. Du hast völlig recht. Das Recht eröffnet im Prinzip Möglichkeiten der Gestaltung. Meine Erfahrung ist allerdings häufig, dass, gerade wenn es um Konflikte geht, dann wieder paternalistisch gesteuert wird, wie weit Erprobung gehen darf. Und das ist ein Problem.

Ich wollte noch eines sagen zur Frage, wie das nun ganz praktisch gehen kann und wer hier eigentlich öffentlich spricht: Ich finde erstaunlicherweise im Moment die stärkste und für mich überzeugende theologische Semantik außerhalb der theologischen Kreise. Wenn man an Heribert Prantls Buch »Die Kraft der Hoffnung«¹ denkt, dann findet sich hier Theologie vom Feinsten. Und da frage ich mich dann, warum auf der sprachlichen Ebene der professionellen Theologinnen und Theologen oftmals so wenig vorhanden ist. Als Herausgeber der Göttinger Predigten im Internet stelle ich fest, dass die einlaufenden Predigten nicht unbedingt immer Avantgarde darstellen. Da ist doch ein Problem: Wie artikulieren wir das, was Kirche öffentlich ausmacht?

Sonja Keller: Noch einmal zurück zum Erprobungsraum: Wie Sie ja festgestellt haben, ist das ein Zauberwort, das mit ganz großen Sehnsüchten verbunden ist. Da kann man jetzt mal kreativ Pastor sein und diesen ganzen Institutionsballast und dieses vereinskirchliche Christentum, das auch viele Pastorinnen und Pastoren qua Amt pflegen müssen, für das sie sich überhaupt nicht interessieren, das kann man im Erprobungsraum hinter sich lassen. Ich finde es ganz interessant, dass wir ja auch gestern im Gesprächsgang über die evangelischen Akademien davon gesprochen haben, was für eine große politische Verantwortung die Kirche wahrnehmen kann, indem sie solche Gesprächsräume eröffnet und fördert, die mehr oder weniger öffentlich sind. Es kann auch ein kleiner Zirkel sein, der relevant ist an der Stelle. Ich habe gelegentlich den Eindruck, dass wir auch eine leichte Verweigerung gegenüber dem vereinskirchlichen Christentum an den Tag legen und an der Stelle sagen: Wir haben eine politische Verantwortung, die nehmen wir auch wahr für die demokratische Gesellschaft, aber in Kirche möchten wir eigentlich viel cooler sein. Doch dieser Institutionsballast, der auch eine Verantwortung hat für gesellschaftliche Bereiche, die mich persönlich überhaupt nicht interessieren! – Ich kenne das gut aus meiner Pastorenarbeit. An der Stelle findet offensichtlich eine andere Selbstwahrnehmung im Hinblick auf die gesamtgesellschaftliche Verantwortung statt: Demokratie findet man super, aber vereinskirchliches Christentum, das war mal.

Frank Martin Brunn: Ich möchte gerne ein Beispiel unter dem Stichwort Erprobungsraum noch etwas konturieren, um zu zeigen, wie die rechtlichen Bedingungen konkret sein können. Im Recht der Nordkirche ist es so, dass jede

¹ HERIBERT PRANTL, Die Kraft der Hoffnung. Denkanstöße in schwierigen Zeiten, München 2017.

Gemeinde einen Pastor haben muss, sonst ist sie keine Gemeinde und kann keinen Haushalt verabschieden. Eine Möglichkeit des Erprobungsraumes, wenn er das Kirchenrecht außer Kraft setzt, wäre genau an dieser Stelle auszubrechen und zu sagen: Wir brauchen jetzt nicht unbedingt einen Pastor, um Gemeinde zu sein, sondern wir können auch so über den Haushalt entscheiden. Das nur als Beispiel, dass Kirchenrecht auch manchmal etwas verunmöglicht.

Sebastian Borck: Ich möchte noch einen anderen Gedanken einbringen, anknüpfend an die Überlegungen zum Raum der Stille und welche Funktion solche Räume eigentlich in geprägten Institutionen haben. Ich habe mich damit von der Seelsorge her auseinandergesetzt, nicht von dem Raum der Stille selbst her, sondern vom kirchlichen Handeln her, in einer Institution wie Krankenhaus, in der klar ist, dass sie mit anderen Zielen unterwegs ist als die Kirche dort. Wenn man dann über das Verhältnis nachdenkt und das weiter analysiert, kann man das kirchliche Handeln als Heterotopie beschreiben. Oder nochmal anders ausgedrückt, etwas gesteigert: Ein Krankenhaus ist ohnehin schon gegenüber dem, was sonst gesellschaftlich passiert, eine Heterotopie; und inmitten dessen gestaltet die Kirche nochmals oder ist geradezu selber eine Heterotopie. Das gilt dann für den Raum der Stille auch. Meine Beobachtung ist – und zwar auch mit der Tendenz, nicht einfach nur im Krankenhaus irgendwo mitzuspielen, sondern – dass gerade aus der Reibung und aus dem Unterschied etwas wird. Erkennbar wird das durch die Gegensätze, die an der Stelle entstehen.

Meine Beobachtung ist, dass es denselben Reiz auch innerhalb der Kirche gibt, so etwas wie Heterotopien in der Kirche zu ermöglichen. Ich denke an das Beispiel aus Berlin-Moabit, wo sich in der Art der Darstellung gestern Abend zeigte, in welcher Weise sich Freiraum gestaltet. Das hatte für mich auch einige Züge von Heterotopie, dadurch wurde etwas lebendig.

Auch die Rede vom Erprobungsraum hat solche Züge, beinhaltet sie doch die Erwartung, in den bisherigen Bahnen nicht weiterzukommen, sondern nur durch eine Entgegensetzung. Das ist keine Lösung, das weiß ich auch. Aber es gibt auch eine Verfestigung von Institutionen, die an Grenzen kommen, so dass solche Dynamiken entstehen.

Jan Hermelink: Zur »Heterotopie«: Das meint mehr und – glaube ich – auch anderes, als irgendwie nur ein anderer Raum oder ein Gegenraum. Bei Foucault jedenfalls ist da noch viel mehr drin, wenn er auch das Bordell, das Schiff oder den Friedhof als Heterotopie skizziert. – Nochmals kurz zum Erprobungsraum: Eine Gemeinde oder ein kirchlicher Haushalt ohne Pastor: Da möchte ich ganz hart fragen: Wollen wir das denn? Ich will das nicht! Ich will nicht, dass da irgendeine Gruppe über Anteile der Kirchensteuer verfügt, ohne dass sie genötigt ist, darüber theologisch zu reflektieren. Das genau ist die Aufgabe der Pastoren.

Thomas Schlag: Ist also die theologische Reflexion die exklusive Aufgabe der Pastoren?

Jan Hermelink: Nein, sicher nicht. Aber sie stehen dafür, dass diese Reflexion jedenfalls geschieht. Natürlich nicht exklusiv, natürlich sollen auch andere theologische Verantwortung übernehmen. Aber es gilt gleichsam inklusiv: Pastorinnen und Pastoren müssen dafür sorgen, dass theologische Reflexion stattfindet.

Hans-Jürgen Benedict: Ich fand gut, was Herr Charbonnier gesagt hat: Es geht darum, Fragen stellen. Sind wir als Kirche noch in der Lage Fragen zu stellen, die gesellschaftlich relevant sind? Als ich in den achtziger Jahren als Pastor in Steilshoop gearbeitet habe, da kam der Bürgermeister und sagte zu mir: Ihr müsst uns die wichtigen Fragen stellen. Heute gehe ich als Pensionierter viel ins Theater. Ulrich Khuon, der damalige Intendant des Thalia Theaters, zitierte in einem Kooperationsprojekt mit der Hauptkirche St. Katharinen einen Satz von Gottfried Benn: »Wir sind der Schmerz, nicht die Ärzte.« – Also das Theater stellt Fragen, auch an uns als Kirche. Da gibt es ja auch Formen der Kooperation zwischen Theater und Kirche. Welche Fragen, schmerzhaften Fragen stellt ihr, ohne schon die Antworten zu wissen?

Linda Pinnecke: Also ich versuche das gleich mal, eine konstruktive Frage zu stellen im Hinblick auf diese Tagung und zwar: Welche konkreten Aufgaben, würden Sie denn sagen, leiten sich aus den Erkenntnissen, die wir hier gesammelt haben, ab? Und am liebsten hätte ich es auf drei Ebenen, Praktische Theologie, kirchenleitendes Handeln und dann noch konkret auf der Gemeindeebene.

Martin Vetter: Hart aber fair. Immerhin, man hat die Auswahl.

Jan Hermelink: Also, was sollen wir tun? Das ist eine sehr (binnen-)kirchliche Frage. Ich denke, wir sollten erst einmal hingucken, was schon geschieht: im REFO Konvent, in der Akademie, auf so einer Tagung. Ich hatte zwischendurch die Idee, man könnte ja mal schauen: Inwiefern ist diese Tagung selbst, so wie sie inszeniert und von uns allen genutzt und entfaltet wird, eigentlich »kirchlich«. Auf diese oder andere Weise genau hingucken – das bringt schon ziemlich viel.

Kristin Merle: Ich hätte jetzt tatsächlich auch Schwierigkeiten so detailliert drauf zu antworten, allein schon deshalb, weil ich tatsächlich denke – und davon leben Tagungen auch in gewisser Weise –, dass da Perspektiven zusammenkommen, die mal besser und mal schlechter zusammenpassen. Und sagen wir mal, möglicherweise redet man auch über Ähnliches, aber dann auch mal über Verschiedenes. Hier sind tatsächlich – wir haben es ja auch schon mit dem Begriff dieser Wortwolke dort angekündigt – so viele diskursive Felder aber auch unklare Begriffe und irgendwelche Buzzwords im Spiel, dass ich jetzt ad hoc gar nicht irgendetwas entwickeln könnte ohne schon wieder zu klären, was ich damit meine.

Thomas Schlag: Ich möchte das unterstützen. Erst einmal hat es die Praktische Theologie mit der Schärfung der Wahrnehmung zu tun. Es wurde ja mehrfach auch schon gesagt: Wir brauchen noch mehr empirische Forschung.

Wir wissen noch zu wenig über das, was in diesem Bereich wirklich stattfindet, sei es digital, sei es analog. Und ich sehe auch uns als praktisch-theologische Wissenschaft nicht unbedingt als unmittelbaren Ratgeber in der Funktion für kirchenleitendes Handeln an. Abgesehen davon entziehen sich die Verantwortlichen auch in vielerlei Hinsicht unseren Ratschlägen. Wenn man für bestimmte Komplexitäten sensibilisieren kann, dann wäre das wirklich schon viel.

Martin Vetter: Ja, es ist wirklich großartig zu sehen, wie Wolfgang Grünberg mit seinem Institut segensreich gewirkt hat hier in Hamburg, auch Studien entwickelt hat zur Entwicklung von Propsteien und wie diametral am Ende doch alles anders kam. Aber glücklicherweise ist das ja auch Teil des Spiels und Teil des Dialogs und immerhin gibt es ja so etwas wie Austausch zwischen Kirchen und wissenschaftlicher Theologie in institutionalisierter Form.

Tobias Horrer: Ich muss doch noch einmal auf die Erprobungsräume zurückkommen. Ich denke, wenn man zu Veränderungen in der Kirche und Weiterentwicklungen will, muss man auch Rahmenbedingungen für Innovation schaffen. Und das bedeutet, dass man einen guten Rahmen in Hinsicht auf die räumlichen und finanziellen Bedingungen und in Hinsicht auf die Begleitung schafft. Und das ist es ja eigentlich, was hinter dem Stichwort Erprobungsraum steht. Ich kann nicht verstehen, wie Sie sagen können, dass Erprobungsräume etwas sind, was man nicht will, weil sie in einer Anbindungslücke stattfinden. Denn wenn die Kirche einen Erprobungsraum beschließt, gestaltet und entwickelt sie auch den Rahmen, indem etwas Neues entstehen kann. Ich denke, es ist total wichtig, dass man ein Biotop, einen Schutzraum hat, um neue Ideen entwickeln und dann beginnen zu können. Das geschah in der Vergangenheit, denke ich, sehr stark in verschiedenen Formen von Verbandsjugendarbeit innerhalb der Kirche. Aber das sind Freiräume, die immer mehr verschwinden. Wir müssen neu die Frage stellen, wie Freiräume innerhalb der Kirche entstehen. Als Neuaufbruch in Berlin-Moabit haben wir sehr stark drunter gelitten, dass es diese Erprobungsräume in der EKBO eben nicht gibt und dass sich da, bevor wir gestartet haben, niemand über Begleitung von so einer Gruppe Gedanken gemacht hat. Niemand hat sich Gedanken darüber gemacht, wie man so ein Projekt auch finanziell ausstatten kann. Wenn man also Freiraum für Neues in der Kirche will, dann muss man Rahmenbedingungen dafür schaffen.

Jan Hermelink: Ich würde mich jetzt missverstanden fühlen, wenn ich so gehört worden wäre, als wäre ich prinzipiell gegen Erprobungsräume. Mir scheint aber eine Unterscheidung wichtig. Einmal, und da bin ich etwas kritisch: So wie der Begriff jetzt in der EKM verwendet wird, ist es eben sozusagen ein »embedded space«, ein Raum in einer großen Organisation, die sagt: Jetzt machen wir mal sehr bewusst und absichtsvoll etwas auf in unserem eigenen System. Damit werden aber die Sehnsüchte, und auch die blinden Flecken dieser Organisation im »Erprobungsraum« gleichsam nur gespiegelt. Das kann man an den Regeln, nach denen jene Räume in der EKM gefördert (oder nicht gefördert)

werden, recht gut sehen. – Man kann den Begriff aber auch weiter fassen, und kann sagen: Es gibt immer schon alle möglichen Erprobungsräume. Jeder Chatroom ist ein Erprobungsraum, und jeder Hauskreis ist ein Erprobungsraum. Also nicht so, dass man die Organisation um Erlaubnis fragt, und damit große, ja übergroße Erwartung an eben diese Organisation richtet – sondern gleichsam »von unten«. Jede Pfarrerin, jeder Pfarrer kennt das doch: Eine Gemeinde ist doch selbst, wenn man genau hinschaut, ein einziger Erprobungsraum.

Martin Vetter: Das ist in der Tat so, spricht also vielen von uns wirklich aus dem Herzen. Weil man uns wirklich fragen kann: »Mensch, wenn ihr das so beschreibt, warum geht es nicht? Was hindert euch daran, es einfach zu tun?«

Jan Hermelink: Es tun ja auch ganz viele.

Martin Vetter: Jetzt nochmal eine andere Wende.

Kristin Merle: Genau. Diese Rede von den Erprobungsräumen, da stellt sich mir die Frage: Wie weit geht eigentlich ein Erprobungsraum, der mir zugemessen oder zugestanden wird? Ich bin in Württemberg Pfarrerin. Da stand diese Debatte der Segnung gleichgeschlechtlicher Paare im Raum. Es kam im Herbst 2017 zu einem Synodenbeschluss gegen die Segnung gleichgeschlechtlicher Paare, der war ziemlich bedrückend. Danach ist aber auf einmal sehr viel passiert. Da haben sich in Prälaturen die Dekane zusammengeschlossen und so weiter. Da ist richtig viel im Nachhinein in Bewegung gekommen. Dann gab es Pfarrer, die gesagt haben: »Also ich segne jetzt aber trotzdem!« Worauf der Bischof durchs Megafon gerufen hat: »Damit verstoßen Sie aber gegen kirchliches Recht!« Also kurzum, ich habe das Gefühl, durch diesen Konflikt, der da ausgetragen wird, geht irgendwie auch ein Aufatmen durch diese Landeskirche. Wir sind ja immer sehr an Konsensen interessiert, an Konsensualität. Vielleicht besteht die Kunst auch darin, den produktiven Konflikt wieder mehr zu wagen.

Martin Vetter: Leben mit Konflikten.

Kristin Merle: Ich glaube, da gibt es sicherlich viel Anschlussmöglichkeiten oder Identifikationsmöglichkeiten für Leute, die auch mit diesen Konflikten beschäftigt sind, egal ob sie in der Kirche sind oder nicht.

Martin Vetter: Mit Blick auf die Uhr, welche Fragen liegen Ihnen auf dem Herzen, was wollen Sie noch loswerden, bevor Sie von dannen ziehen?

Merle Sachs: Nur als Idee, die wir jetzt überhaupt nicht erörtern können. Aber wir haben zwei Tage über Raum, Kirche, auch über Öffentlichkeit geredet und es fiel in diesem Gesamtzusammenhang nicht einmal einer unserer wesentlichen Bestandteile unseres christlichen Glaubens, nämlich der Begriff der Mission. Wir reden ganz viel, wir öffnen die Kirche für Kultur, für Kulturkirchen, wir versuchen neue Räume zu schaffen. Aber wo sind die Zielsetzungen, die wir vielleicht – und da ist es wahrscheinlich wieder auch ein innerkirchlicher Konflikt – auch gar nicht so offen zeigen wollen. Also wollen wir letztendlich die Kirchen öffnen auch für Kulturprojekte, um dann doch wieder in irgendeinen Missionsbegriff zu treten oder in Kontakt zu treten, oder soll es nur eine dauerhafte Präsenz sein?

Das ist einfach so eine Frage, die inhaltlich mitschwingt abseits von Raumgestaltung et cetera.

Jan Hermelink: Tagungstypisch am Anfang und am Ende nochmal die großen Fragen. Das gehört auch dazu. *Missio Dei* – das ist ein Versuch gewesen, den ich nach wie vor sehr verheißungsvoll finde, um den Missionsgedanken auf eine weniger imperialistische Art wachzuhalten und zu transformieren.

Martin Vetter: Und der letztlich auch ein wichtiges Movens bei der Entwicklung von Diensten und Werken seit den 60er Jahren wurde.

Thomas Schlag: Also, Gott sei Dank muss man ja sagen, dass der ideologische Kampf um den Begriff sich etwas relativiert, vermutlich seit der EKD-Synode von 1999 mit dem Referat Eberhard Jüngels zur Einführung in das Schwerpunktthema »Mission«. Jedenfalls bin ich froh, dass wir nicht mehr diesen Konflikt führen, dass jeder, der das Wort »Missionarische Kirche« in den Mund nimmt, als evangelikal angezeigt wird. Und da hat sich viel getan und selbst die missionarischen Bewegungen in den USA und England werden Sozialraumbewegungen und sind nicht mehr nur innerkirchlich orientiert. Ich glaube, es gibt so etwas wie eine implizite Missionalität kirchlichen Handelns, die gar nicht immer expressiv sein muss. Das Tourismusbeispiel und alle weiteren Beispiele, die wir gehört haben, zeigen ja etwas von diesem Impetus des Evangeliums. Auch die Akademien sind im gewissen Sinne missionarische Gelegenheiten, wenn sie nicht als sozusagen forcierte Missionsindoktrination missverstanden werden.

Martin Vetter: Dadurch verlieren die Begriffe aber auch an Kraft, sie werden semantisch offener. Sie werden zu Containerbegriffen, also »missionarisch« kann heute jeder sein.

Thomas Schlag: Das finde ich aber auch nicht schlimm, ehrlich gesagt.

Martin Vetter: Aber die Frage nach der Normativität wird dadurch umgangen. Es wäre ja doch die Frage, wenn wir sagen, Konflikt ist durchaus ein Thema und auch ein Element christlicher Existenz, ob es da nicht auch hilfreich ist, Begriffe zu schärfen, um wieder genauer zu wissen, worüber man eigentlich streitet. Das sind vielleicht gegenläufige Tendenzen. –

Ich muss nicht das Schlusswort zur Tagung sprechen, Gott sei Dank! Ganz herzlichen Dank in diese Runde, vielen Dank für diese Schlussdiskussion.